Utopien für Realisten: Die Zeit ist reif für die 15-Stunden-

Rutger Bregman

VISIT…

LANZAROTE Caliente.com

Utopien für Realisten: Die Zeit ist reif für die 15-Stunden-Woche, offene Grenzen und das bedingungslose Grundeinkommen

Buch von Rutger Bregman

Was drin ist für dich: Denkansätze für eine radikale Verbesserung unserer Lebensqualität.

Stell dir mal vor, ein Mensch aus dem 18. Jahrhundert würde in die Gegenwart reisen. Unser materieller Wohlstand würde selbst die kühnsten Utopien seiner Zeit übertreffen. Irgendwann aber würde er enttäuscht feststellen, dass wir noch immer unglücklich sind: über einen zerstörerischen Kapitalismus und ganz neue Dimensionen von sozialer Ungerechtigkeit. Er müsste doch fragen: Was sind eure Utopien? Habt ihr aufgehört, von einer besseren Welt zu träumen?

Und mal im Ernst: Warum werden immer mehr Erwerbstätige bis zum Zusammenbruch verschlissen, obwohl es der Wirtschaft noch nie besser ging? Und wie können bei so viel materiellem Wohlstand noch immer Hunderte Millionen Menschen in Armut leben? Diese Blinks sind ein leidenschaftlicher Aufruf zum Umdenken. Sie liefern keine blumigen Tagträume, sondern nützliche Utopien – konkrete, evidenzbasierte und tatsächlich umsetzbare Vorschläge dazu, wie wir die Welt radikal verbessern können.

In den Blinks erfährst du,

warum direkte Geldspenden ein valides Mittel zur Armutsbekämpfung sind,
warum das BIP ungeeignet ist, um gesellschaftlichen Fortschritt zu messen und
welche politische Maßnahme den globalen Wohlstand verdoppeln könnte.

Der paradiesische Wohlstand der Gegenwart macht uns bislang nicht glücklich.

Historisch betrachtet geht es der Menschheit heute so gut wie nie. Wir könnten sogar noch weiter gehen und sagen: Was wir heute für ganz normal halten, hätten sich die Menschen im Mittelalter nicht mal zu träumen gewagt. Und trotzdem sind wir unzufrieden – also was ist eigentlich los?

Den Großteil der Menschheitsgeschichte über war das Leben vor allem eins: hart. Und daran hat sich bis vor Kurzem kaum etwas geändert. Historiker schätzen, dass ein Mensch in Italien um das Jahr 1300 im Durchschnitt etwa 1500 Euro pro Jahr verdiente. Und jetzt rate mal, wo das durchschnittliche Jahreseinkommen in Italien um das Jahr 1900 lag – also sechs Jahrhunderte und viele historische Meilensteine später, von Galileo und Newton über die Aufklärung und den Buchdruck bis zur Erfindung von Schießpulver und Dampfmaschine? Genau. Immer noch bei umgerechnet 1500 Euro.

Dann ging im wahrsten und wirtschaftlichen Sinne die Post ab. Die Italiener sind heute durchschnittlich fünfzehnmal so reich wie 1880 und die Weltwirtschaft ist seit Beginn der Industriellen Revolution um das 250 Fache gewachsen. Der Preis für ein Watt Solarstrom ist seit 1980 um kolossale 99 Prozent gefallen.

Unterm Strich hat allein das 20. Jahrhundert Milliarden von Erdbewohnern ein Niveau an Sicherheit und Komfort beschert, das den Menschen in den Jahrtausenden zuvor utopisch erschienen wäre.

Das Leben ist auch sicherer geworden. Die Mordrate in Westeuropa ist heute vierzigmal niedriger als im Mittelalter, und der medizinische Fortschritt hat Volkskrankheiten wie die Pocken ausgerottet. In Afrika erhöht sich die durchschnittliche Lebenserwartung jede Woche um weitere vier Tage.

Dazu kommen all die technologischen Quantensprünge. Ein Zeitreisender aus dem Mittelalter müsste glauben, die kühnsten biblischen Prophezeiungen hätten sich erfüllt. Denken wir nur an Erfindungen wie das winzige Retina-Implantat Argus II, das selbst genetisch blinden Menschen eine gewisse Sehkraft schenkt, oder das portable Roboter-Exoskelett Rewalk, das Menschen mit schweren Rückenmarksverletzungen aufrecht stehen und gehen lässt.

So gesehen leben heute viele von uns im Paradies. Warum sind dann trotzdem so viele Menschen unglücklich? Vielleicht haben wir vor lauter Bequemlichkeit vergessen, neue Utopien zu entwickeln. Vielleicht müssen wir darüber nachdenken, wie wir all den materiellen Wohlstand nutzen wollen, um die Welt wirklich zu verändern.

Direkte, einmalige Geldspenden sind ein erstaunlich effektiver Weg, anderen Menschen zu helfen.

Bernard Omondis Leben war hart. Er schuftete täglich in einem staubigen Steinbruch im armen Westen Kenias und kam mit seinem Tagelohn von zwei Dollar trotzdem kaum über die Runden. Das alles änderte sich, als die Wohltätigkeitsorganisation Give Directly ihm und anderen Dorfbewohnern einmalig 500 Dollar spendete.

Die Geldspende war an keine Bedingungen geknüpft. Bernard nutzte das Geld, um ein Motorrad zu kaufen. Ein paar Monate später verdiente er zwischen sechs und neun Dollar am Tag – als Taxifahrer auf zwei Rädern. Das Geld hatte sein Leben verändert.

Give Directly arbeitet nach einem einfachen Prinzip: Wer wenig Geld hat, weiß am besten, wofür er es braucht. Darum hilft man diesen Menschen am meisten, indem man ihnen genau das zur Verfügung stellt: Geld. Cash. Eine schnörkellose und bedingungslose Geldspende, die sie nach eigenem Ermessen verwenden dürfen.

Utopien für Realisten: Die Zeit ist reif für die 15-Stunden-Woche, offene Grenzen und das bedingungslose Grundeinkommen
Buch von Rutger Bregman

Was drin ist für dich: Denkansätze für eine radikale Verbesserung unserer Lebensqualität.
Stell dir mal vor, ein Mensch aus dem 18. Jahrhundert würde in die Gegenwart reisen. Unser materieller Wohlstand würde selbst die kühnsten Utopien seiner Zeit übertreffen. Irgendwann aber würde er enttäuscht feststellen, dass wir noch immer unglücklich sind: über einen zerstörerischen Kapitalismus und ganz neue Dimensionen von sozialer Ungerechtigkeit. Er müsste doch fragen: Was sind eure Utopien? Habt ihr aufgehört, von einer besseren Welt zu träumen?
Und mal im Ernst: Warum werden immer mehr Erwerbstätige bis zum Zusammenbruch verschlissen, obwohl es der Wirtschaft noch nie besser ging? Und wie können bei so viel materiellem Wohlstand noch immer Hunderte Millionen Menschen in Armut leben? Diese Blinks sind ein leidenschaftlicher Aufruf zum Umdenken. Sie liefern keine blumigen Tagträume, sondern nützliche Utopien – konkrete, evidenzbasierte und tatsächlich umsetzbare Vorschläge dazu, wie wir die Welt radikal verbessern können.
In den Blinks erfährst du,
warum direkte Geldspenden ein valides Mittel zur Armutsbekämpfung sind,
warum das BIP ungeeignet ist, um gesellschaftlichen Fortschritt zu messen und
welche politische Maßnahme den globalen Wohlstand verdoppeln könnte.
Der paradiesische Wohlstand der Gegenwart macht uns bislang nicht glücklich.
Historisch betrachtet geht es der Menschheit heute so gut wie nie. Wir könnten sogar noch weiter gehen und sagen: Was wir heute für ganz normal halten, hätten sich die Menschen im Mittelalter nicht mal zu träumen gewagt. Und trotzdem sind wir unzufrieden – also was ist eigentlich los?
Den Großteil der Menschheitsgeschichte über war das Leben vor allem eins: hart. Und daran hat sich bis vor Kurzem kaum etwas geändert. Historiker schätzen, dass ein Mensch in Italien um das Jahr 1300 im Durchschnitt etwa 1500 Euro pro Jahr verdiente. Und jetzt rate mal, wo das durchschnittliche Jahreseinkommen in Italien um das Jahr 1900 lag – also sechs Jahrhunderte und viele historische Meilensteine später, von Galileo und Newton über die Aufklärung und den Buchdruck bis zur Erfindung von Schießpulver und Dampfmaschine? Genau. Immer noch bei umgerechnet 1500 Euro.
Dann ging im wahrsten und wirtschaftlichen Sinne die Post ab. Die

Italiener sind heute durchschnittlich fünfzehnmal so reich wie 1880 und die Weltwirtschaft ist seit Beginn der Industriellen Revolution um das 250-Fache gewachsen. Der Preis für ein Watt Solarstrom ist seit 1980 um kolossale 99 Prozent gefallen.

Unterm Strich hat allein das 20. Jahrhundert Milliarden von Erdbewohnern ein Niveau an Sicherheit und Komfort beschert, das den Menschen in den Jahrtausenden zuvor utopisch erschienen wäre.

Das Leben ist auch sicherer geworden. Die Mordrate in Westeuropa ist heute vierzigmal niedriger als im Mittelalter, und der medizinische Fortschritt hat Volkskrankheiten wie die Pocken ausgerottet. In Afrika erhöht sich die durchschnittliche Lebenserwartung jede Woche um weitere vier Tage.

Dazu kommen all die technologischen Quantensprünge. Ein Zeitreisender aus dem Mittelalter müsste glauben, die kühnsten biblischen Prophezeiungen hätten sich erfüllt. Denken wir nur an Erfindungen wie das winzige Retina-Implantat Argus II, das selbst genetisch blinden Menschen eine gewisse Sehkraft schenkt, oder das portable Roboter-Exoskelett Rewalk, das Menschen mit schweren Rückenmarksverletzungen aufrecht stehen und gehen lässt.

So gesehen leben heute viele von uns im Paradies. Warum sind dann trotzdem so viele Menschen unglücklich? Vielleicht haben wir vor lauter Bequemlichkeit vergessen, neue Utopien zu entwickeln. Vielleicht müssen wir darüber nachdenken, wie wir all den materiellen Wohlstand nutzen wollen, um die Welt wirklich zu verändern.

Direkte, einmalige Geldspenden sind ein erstaunlich effektiver Weg, anderen Menschen zu helfen.

Bernard Omondis Leben war hart. Er schuftete täglich in einem staubigen Steinbruch im armen Westen Kenias und kam mit seinem Tagelohn von zwei Dollar trotzdem kaum über die Runden. Das alles änderte sich, als die Wohltätigkeitsorganisation Give Directly ihm und anderen Dorfbewohnern einmalig 500 Dollar spendete.

Die Geldspende war an keine Bedingungen geknüpft. Bernard nutzte das Geld, um ein Motorrad zu kaufen. Ein paar Monate später verdiente er zwischen sechs und neun Dollar am Tag – als Taxifahrer auf zwei Rädern. Das Geld hatte sein Leben verändert.

Give Directly arbeitet nach einem einfachen Prinzip: Wer wenig Geld hat, weiß am besten, wofür er es braucht. Darum hilft man diesen Menschen am meisten, indem man ihnen genau das zur Verfügung stellt: Geld. Cash. Eine schnörkellose und bedingungslose Geldspende, die sie nach eigenem Ermessen verwenden dürfen.

Das mag für viele im Westen befremdlich wirken, wo Regierungen und NGOs glauben, sie wüssten besser, was arme Menschen brauchen. Diese Denke führt zur Konzeption von Programmen, die Dörfern Kühe, Schulen und Solarmodule schenken. Natürlich ist eine Kuh besser als

keine, aber einer Studie zufolge kostet es insgesamt 3000 Dollar, eine trächtige Kuh zu spenden und die Menschen im Melken zu unterrichten. Das wiederum ist fünfmal so viel, wie ein Mensch in Ruanda in einem ganzen Jahr verdient. Nicht schwer vorstellbar, was das Geld als Direktspende bewirken könnte.
Es gibt viele Beweise dafür, dass direkte Geldspenden helfen. Eine Gruppe einkommensschwacher Frauen in Uganda, die jeweils einmalig 150 Dollar erhielten, konnten ihr Einkommen um knapp 100 Prozent steigern. Eine MIT-Studie zur Methode von Give Directly zeigte, dass die Spenden die Haushaltseinkommen der Empfänger im Schnitt nachhaltig um 38 Prozent steigerten. Das private Wohnungs- und Nutzvieheigentum nahm sogar um 58 Prozent zu. Rund um den Globus gibt es vergleichbare Projekte, die diesen Erfolg bestätigen.
Warum also arbeiten nicht viel mehr Wohltätigkeitsorganisationen mit Direktspenden? Ein Grund dafür ist das alte Klischee, das Geld würde die Menschen zu Faulheit und Untugend verführen. Dabei gibt es nicht eine einzige Statistik, die diese These belegt. Im Gegenteil.
Bei einer experimentellen Untersuchung in Liberia wurden Kriminellen, Alkoholikern und Suchtkranken jeweils 200 Dollar geschenkt. Ohne jede Bedingung. Drei Jahre später zeigte sich, dass die Männer die unerwarteten Hilfen in Lebensmittel, Medikamente und kleine Existenzgründungen investiert hatten.
Armut hat nichts mit Dummheit oder Faulheit zu tun, sondern mit zu wenig Geld. Und das gilt nicht nur für Entwicklungsländer, sondern auch für den reichen Westen.
Die Zeit ist reif für das bedingungslose Grundeinkommen.
Die Idee wird dir bekannt sein: Beim bedingungslosen Grundeinkommen, kurz BGE, erhalten alle Bürger eines Staates eine gesetzlich festgelegte und steuerfinanzierte Zuwendung. Sie ist an keine Auflagen geknüpft und befreit die Menschen vom Zwang, arbeiten zu müssen. Die Idee ist keinesfalls neu.
Bevor seine Karriere mit dem Watergate-Skandal ein unrühmliches Ende fand, wollte Richard Nixon jeder Familie in den USA eine jährliche Hilfe von 1600 Dollar zusprechen. Das wären heute 10.000 Dollar. Er beschrieb seine Pläne als das wichtigste sozialpolitische Finanztransferkonzept in der US-Geschichte. Zwar scheiterte die Idee letztendlich am Widerstand im Kongress, aber was bereits damals denkbar erschien, wäre heute absolut möglich.
Die Gegner des BGE führen bis heute dieselben zwei Gegenargumente ins Feld: Es sei zu teuer und korrumpiere den Leistungsgedanken im Herzen der Volkswirtschaft. Beides lässt sich entkräften.
Der britische Thinktank Demos rechnete vor, dass es die USA 175 Milliarden Dollar kosten würde, allen Bürgern über die Armutsgrenze

zu helfen. Das klingt nach viel, nähme aber nicht einmal ein Prozent des amerikanischen Bruttoinlandsprodukts in Anspruch.

Washington könnte stattdessen einfach ein bisschen weniger Geld für bewaffnete Konflikte ausgeben. Einer Harvard-Studie zufolge würde der Sieg über die Armut zu Hause nur einen Bruchteil dessen kosten, was das Land in den desaströsen Kriegen im Irak und Afghanistan versenkte. Die beiden Kriege fraßen insgesamt zwischen vier und sechs Billionen Dollar an Kosten.

Das zweite Argument stützt sich erneut auf die These der Volksfaulheit. Nach dem Motto: Wenn du dem Pöbel Geld schenkst, will am Ende keiner mehr arbeiten, und dann geht alles vor die Hunde.

Auch Nixon hatte diese Sorge. Darum ließ er landesweit diverse Proben aufs Exempel durchführen. Die Ergebnisse waren erstaunlich. Die bezahlte Arbeit unter den beschenkten Probanden ging nur um neun Prozent zurück. Der Großteil dieser neun Prozent waren Mütter, die ihre Arbeitszeit zugunsten der Kinderbetreuung reduzierten, und junge Menschen, die die neue Freizeit in ihre Bildung investierten. Die Zahl der Highschool-Abschlüsse unter den Teilnehmenden stieg allein während der Testphase um ein Drittel.

Wenn überhaupt, scheint das BGE die Menschen also zu guten Entscheidungen zu verleiten. Genau wie Bernard Omondi in Kenia investierten auch sie ihr Geld direkt in die Verbesserung ihrer Lebensumstände.

Heute, wo die Globalisierung und der technologische Fortschritt immer größeren Druck auf die traditionelle Arbeitswelt ausüben, ist die Zeit reif für ein bedingungsloses Einkommen. Wir müssen uns nur trauen, eine andere Form von Wirtschaft zu denken.

Das Bruttoinlandsprodukt ist eine veraltete Art, Wohlstand und Fortschritt zu messen.

Wenn es nach den Politikern und Ökonomen geht, ist das BIP die zuverlässigste Kennzahl zur Messung zivilisatorischen Fortschritts: vom Wirtschaftswachstum über die technologische Entwicklung bis zur sozialen Stabilität. Das stimmt so aber nicht.

Wir erinnern uns: Das Bruttoinlandsprodukt steht für den Gesamtwert aller Waren und Dienstleistungen, die innerhalb der Landesgrenzen einer Volkswirtschaft innerhalb eines Jahres produziert werden, abzüglich der Vorleistungen. So weit, so gut. Es gibt da aber ein paar grundlegende Probleme.

Erstens ist das BIP kein guter Indikator für technologische Innovation. Das liegt unter anderem daran, dass es tolle kostenlose Produkte gibt, die sowohl die Wirtschaft als auch die Gesellschaft umkrempeln, mit ihrer kostenlosen Verfügbarkeit aber dem BIP schaden.

Die meisten von uns würden die Einführung von Skype zweifelsohne als wichtigen technologischen Fortschritt beschreiben. Der

Telekommunikationsbranche und dem BIP hat es trotzdem in vielen Ländern geschadet.
Zweitens profitiert das BIP von menschlichem Leid. Das Tohoku-Erdbeben in Japan forderte 2011 über 20.000 Todesopfer und schwere wirtschaftliche Schäden. Doch schon im Folgejahr wurde der Wiederaufbau zu einem bedeutenden Wirtschaftsmotor. Das BIP war schon 2012 auf ein Prozent geklettert. Heißt das nun, dass Naturkatastrophen gut für die Wirtschaft sind? Die Steigerung des BIPs legt genau das nahe …
Die Zeit ist also reif für neue Ansätze, die den wirtschaftlichen, sozialen und technologischen Fortschritt moderner Länder differenzierter abbilden. Es gab sogar bereits entsprechende Versuche. Einer der bekanntesten Pioniere war der König des südasiatischen Binnenstaats Bhutan, der den Lebensstandard seines Volkes humanistischer definieren wollte. Das „Bruttonationalglück" berücksichtigte auch die Kenntnis traditioneller Lieder und Tänze. Schade, dass es dabei die Unzufriedenheit mit seiner diktatorischen Herrschaft überschminkte.
Vieles deutet darauf hin, dass wir den Zustand eines Landes nicht mit einem einzigen Messwert ausdrücken sollten, sondern mit einer ganzen Reihe von Kennziffern, also auf einer Art Dashboard. Dazu gehören neben dem Wirtschaftswachstum und den geleisteten Investitionen auch die Situation am Arbeitsmarkt, das Angebot kommunaler Dienstleistungen und der soziale Zusammenhalt.
Kritiker würden dagegenhalten, solche Kriterien könnten niemals objektiv beurteilt werden. Aber auch das BIP ist nicht objektiv, sondern eine subjektive Zusammenstellung eindimensionaler Kennzahlen. Ironischerweise könnten wir gerade mit einem Dashboard besser bewerten, was Simon Kuznets, der Schöpfer des BIPs, für besonders wichtig hielt: die Qualität des Wirtschaftswachstums, und nicht nur seine Quantität.
Dadurch wäre erstmals auch Raum für die Aufwertung einer chronisch unterschätzten Variable: der Freizeit.
Die 15-Stunden-Arbeitswoche ist realistisch, gesund und sinnvoll.
Im Sommer 1930 hielt der berühmte Ökonom John Maynard Keynes eine Vorlesung in Madrid. Der Vortrag enthielt eine kühne Prognose: Bis 2030 würde das anhaltende Wirtschaftswachstum dafür sorgen, dass die Menschen nur noch 15 Stunden pro Woche arbeiten müssten. Keynes hatte recht, was das gigantische Wirtschaftswachstum anging. Also warum lag er bezüglich der Arbeitsstunden falsch?
Zunächst einmal hat das Wirtschaftswachstum im 19. und 20. Jahrhundert tatsächlich zu Arbeitszeitkürzungen geführt. Selbst der Fließbandpionier und Bilderbuchkapitalist Henry Ford erkannte die

Kürzung der Arbeitswoche als valides Mittel zur Produktivitätssteigerung an.
Ford zufolge lagen die Vorteile auf der Hand. Mehr Müßiggang bedeute erholte und leistungsfähige Mitarbeiter, die in ihrer Freizeit Autos kauften und fuhren. Ford war nicht der Einzige, der so dachte. Der amerikanische Thinktank Rand Corporation sah sogar eine Zukunft voraus, in der nur zwei Prozent der Menschen arbeiten würden, um die gesamte Gesellschaft zu versorgen.
Aber in den 1980er-Jahren hörten die Arbeitswochen auf zu schrumpfen. Das Wirtschaftswachstum sollte jetzt nicht mehr die Freizeit mehren, sondern den Konsum ankurbeln. Und während die Arbeitswoche in Ländern wie dem Vereinigten Königreich, Österreich oder Spanien gleich blieb, wurde sie in den USA sogar wieder länger.
Das ist bedauerlich, denn das Wirtschaftswachstum würde es durchaus erlauben, Keynes’ Vision zu verwirklichen! Der Ökologe Erik Rauch vom Bostoner MIT rechnete vor, dass Menschen in den USA im Jahre 2050 nur 15 Stunden arbeiten müssten, um dasselbe zu verdienen wie 2000.
Wir sollten aber schon viel früher damit anfangen, die durchschnittliche Arbeitszeit zu reduzieren. Gründe dafür gibt es viele. Erstens wollen die Menschen weniger arbeiten. Eine Studie in den USA fragte die Teilnehmenden, was sie pro Jahr lieber hätten: zwei weitere Wochengehälter oder zwei Wochen mehr Urlaub? Zwei Drittel der Befragten stimmten für die Freizeit.
Die Reduzierung der Wochenarbeitszeit hat weitere Vorteile: Sie senkt den Stresspegel der Angestellten, verringert die Zahl der Arbeitsunfälle und stärkt die Rolle der Frauen. Ganz recht: Die Länder mit den kürzesten Arbeitswochen führen die Ranglisten zur Geschlechtergleichstellung an. Warum? Weil Männer, die weniger arbeiten, mehr unbezahlte Hausarbeit übernehmen, die sonst den Frauen überlassen wird.
Eine kürzere Arbeitswoche lässt mehr Zeit für ein ausgeglichenes und erfülltes Leben, egal wie du sie füllst: mehr Zeit für die Kinder, Klavierstunden, Sprachunterricht oder Sport. Die Reduzierung der Arbeitswoche sollte eigentlich eine politische Priorität sein. Leider neigt die Gesellschaft nur allzu oft dazu, ihre Prioritäten falsch zu setzen.
Unsere Gesellschaft bewertet und belohnt Arbeit nach den falschen Maßstäben.
Im Februar 1968 gingen in New York über 7000 wütende Angestellte aus der Abfallentsorgung auf die Straße. Zuvor waren die Tarifverhandlungen gescheitert. Einer der Demonstranten sagte treffend, die Reinigungskräfte hätten es satt, wie Dreck behandelt zu werden.
Im Mai 1970 kam es auch in Irland zu Arbeitsausständen, allerdings in

einem ganz anderen Sektor. Die Bankangestellten streikten, weil die Gehaltsverhandlungen geplatzt waren. Das sind zwei ähnliche Situationen in zwei ganz unterschiedlichen Branchen. Was haben die Proteste jeweils bewirkt?

Zwei Tage nach Beginn der Arbeitsniederlegungen der Müllentsorger war New York knöcheltief im stinkenden Unrat versunken. Es war das zweite Mal seit der Polio-Epidemie 1931, dass die Stadt den Notstand ausrief. Es stellte sich heraus, dass man Müllentsorger wirklich brauchte.

In Irland schlossen noch am ersten Streikabend die Banken. Die Experten sagten eine wirtschaftliche Apokalypse voraus. Aber dann geschah etwas Seltsames: gar nichts. Die fest in die umliegenden Sozialstrukturen integrierten Kneipen und Krämerläden sprangen ein, indem sie Bargeld gegen selbstgeschriebene Checks vergaben. Ihre Betreiber hatten ein feines Gespür für die Vertrauenswürdigkeit ihrer Kunden.

Die improvisierte Mikrokreditvergabe avancierte zum funktionierenden Zahlungssystem, und im November 1970 waren selbstgemachte Zahlungsmittel im Wert von fünf Milliarden Pfund im Umlauf. Es stellte sich heraus, dass man ein paar Elemente des Finanzsystems wirklich brauchte. Aber Banken und Banker? Nicht wirklich.

Es läuft also etwas schief. Jobs wie der des Bankers, der Juristin oder Social-Media-Strategin sind hoch angesehen und fürstlich bezahlt. Müllentsorger, Pflegekräfte und Erzieherinnen werden schlecht bezahlt oder sogar geringgeschätzt.

Nehmen wir die Juristen als Beispiel. In den USA gibt es sage und schreibe siebzehn Mal so viele Anwälte wie in Japan. Macht das das amerikanische Rechtssystem siebzehn Mal besser? Wohl kaum. Und jetzt stell dir vor, die ganzen Lobbyisten in Brüssel würden morgen anfangen zu streiken: Hätte das irgendwelche nennenswerten Nachteile für dein Leben?

Unsere Gesellschaft täte gut daran, die wirklich relevanten Berufe wertzuschätzen. Eine Harvard-Studie hat gezeigt, dass die Besteuerung dafür ein nützliches Instrument wäre. 1970 entschieden sich doppelt so viele Harvard-Absolventen für die Forschung wie fürs Bankenwesen. Reagan aber winkte großzügige Steuersenkungen für Banker durch. Zwanzig Jahre später hatten sich die Zahlen gedreht.

Für die Harvard-Experten war klar: Hohe Steuersätze für gut bezahlte, aber gesellschaftlich irrelevante Berufe wie Banker würden die Menschen motivieren, wirklich nützliche Tätigkeiten anzustreben. Dann wissen wir ja, wo wir anfangen müssen, damit mehr Menschen Ingenieure, Lehrerinnen und Krankenpfleger werden. Oder?

Die Technologisierung ersetzt immer mehr menschliche Arbeitskräfte.

Im frühen 19. Jahrhundert führte der englische Fabrikbesitzer William

Cartwright eine neue, dampfkraftbetriebene Art von Webstühlen ein. Jede Webmaschine ersetzte vier tüchtige Weberinnen. In den folgenden Monaten fanden sich erwerbslose Arbeiter zu zerstörerischen Angriffen auf das neue Gerät zusammen.

William Leadbetter, einer der Streikenden, prophezeite, die Maschinen würden irgendwann das Universum zerstören. Die Rebellen bezeichneten sich als Ludditen und wurden später auch als Maschinenstürmer bekannt. Seitdem gab es immer wieder kritische Warnungen vor dem Einfluss der Maschinen auf die Arbeitswelt.

Heute werden diese Sorgen meist als Angstmacherei abgetan, denn all der technische Fortschritt habe uns bis heute nicht in die Massenarbeitslosigkeit gestürzt. So einfach ist das aber nicht. Es gibt tatsächlich mehr Gründe denn je, sich über die Technologisierung der Arbeit Gedanken zu machen.

Im 20. Jahrhundert stieg die Beschäftigung proportional zur wirtschaftlichen Produktivität. Je produktiver die Unternehmen wurden, desto mehr Menschen stellten sie ein. Das änderte sich schlagartig mit der Jahrtausendwende. Die MIT-Ökonomen Erik Brynjolfsson und Andrew McAfee bezeichneten diesen Umbruch als Die große Entkopplung. Die hohen Innovationsraten trieben die Produktivität weiter in die Höhe, aber die Beschäftigung und das Medianeinkommen fielen.

Ein Grund dafür ist die rasante Geschwindigkeit der Technologisierung. Wir erinnern uns an das Mooresche Gesetz, nach dem sich die Anzahl der Schaltkreise auf einem gängigen Computerchip alle zwölf Monate verdoppelt – und mit ihr die Rechenleistung. Als der IBM-Mitbegründer Gordon Moore das Muster in den 1960er-Jahren entdeckte, befanden sich nur 30 Schaltkreise auf einem Chip. Die Videospielkonsole Xbox One kam 2013 mit fünf Milliarden Schaltkreisen pro Chip auf den Markt. Das Mooresche Tempo zeigt bislang keine Anzeichen von Schwäche. Im Gegenteil: Manche Experten sagen für die nahe Zukunft ungeahnte technologische Quantensprünge voraus.

Der zweite Grund ist ein an sich positiver Trend: Dank der Digitalisierung und Globalisierung können winzige Gruppen von Menschen gigantischen unternehmerischen Erfolg haben. Der Filmhersteller Kodak beschäftigte in den 1980er-Jahren 145.000 Mitarbeiter. Während der Konzern 2012 pleite ging, wurde Instagram für eine Milliarde Dollar an Facebook verkauft. Das Start-up hatte zu diesem Zeitpunkt 13 Mitarbeiter.

Im 19. Jahrhundert fingen die Dampfmaschinen an, die menschliche Muskelkraft in Mühlen, Minen und anderen Produktionsstätten zu ersetzen. Heute ist es die wachsende Rechenleistung der Maschinen, die immer häufiger die menschliche Denkleistung übertrumpft.

Dadurch sind mehr und mehr Jobs in Gefahr, da beißt die Maus keinen Faden ab. Die Frage ist nur, was wir mit dieser Erkenntnis machen.
Massive Umverteilung ist eine valide Antwort auf die galoppierende soziale Ungleichheit in der Welt.
Die dystopischen Prognosen der Maschinenstürmer waren vielleicht etwas hastig, aber nicht zwingend falsch. Vieles deutet darauf hin, dass uns die Maschinen früher oder später wirklich den Rang ablaufen. Wir stehen möglicherweise kurz vor einem künstlichen Intelligenzsprung, der die Welt für immer verändert.
Der US-amerikanische Futurist Ray Kurzweil glaubt, dass Computer schon im Jahre 2029 die Schwelle zur menschlichen Intelligenz überschreiten. 2045 wäre ihre Leistungsfähigkeit bereits eine Milliarde Mal so groß wie die aller menschlichen Gehirne zusammen. Nun ist Kurzweil neben seiner Genialität auch für seine Zügellosigkeit bekannt – aber die Relevanz des Mooreschen Gesetzes zeigt, dass wir auch kühne Prognosen ernst nehmen sollten.
Sollte Kurzweil recht behalten, wird sich nämlich auch die Wirtschaft radikal verändern. Eine der Konsequenzen wäre die Maximalbeschleunigung der ohnehin schon galoppierenden Ungerechtigkeit. Eine kleine Gruppe super-qualifizierter Superreicher würde in Glanz und Gloria leben, während alle, die auf der Strecke bleiben, die den Maschinen nicht in irgendeiner Fertigkeit überlegen sind. Damit würden die Gräben in unserer Gesellschaft endgültig unüberbrückbar.
Nehmen wir an, wir stellen uns die Zukunft harmonischer und humanistischer vor: Was können wir tun? Bisher war Bildung die beste Antwort auf die Bedrohung menschlicher Arbeitsplätze. Landwirte zum Beispiel konnten relativ einfach lernen, die neuen Agrarmaschinen zu bedienen, statt von ihnen verdrängt zu werden. Es dürfte allerdings etwas kniffliger werden, unsere Kinder für den Wettbewerb mit Maschinen und künstlichen Intelligenzmonstern zu trainieren.
Vielleicht besteht die Lösung in der Überwindung eines der hartnäckigsten Dogmen der modernen Zivilisation: der Idee, dass wir alle arbeiten müssen, um zu leben. Vielleicht lautet die Antwort „massive Umverteilung". Wenn wir den technologiegetriebenen Wohlstand gerecht verteilen wollen in einer Welt, in der die Instagrams die Kodaks ersetzt haben, müssen wir über radikale Umverteilung nachdenken. Der immer größere Wohlstand einer immer kleineren Gruppe müsste angemessen besteuert werden.
Der französische Ökonom Thomas Piketty löste 2014 einen globalen Sturm der Entrüstung aus, als er vorschlug, die wachsende Kluft zwischen den Reichen und Armen mit einer progressiven Reichensteuer zu überbrücken. Piketty bezeichnet seine Idee selbst

als „Utopie“, aber eine „nützliche“. Wir haben die Wahl, ob wir die wachsende Ungerechtigkeit hinnehmen wollen oder uns an nützlichen Utopien versuchen.
Wenn wir die Welt wirklich verändern wollen, müssen wir unsere Landesgrenzen öffnen.
Angenommen, es gäbe eine einzige Maßnahme, mit der wir die Armut beenden könnten. Und zwar auf der ganzen Welt. Eine Maßnahme, von der wir langfristig alle profitieren. Wir würden sie ergreifen, oder?
Anscheinend nicht. Zumindest noch nicht. Denn diese Maßnahme bestünde darin, rund um den Globus alle Grenzen zu öffnen.
So gut wie alle Ökonomen sind von der Idee überzeugt. Der amerikanische Thinktank Center for Global Development nennt vier renommierte Studien, die das Wirtschaftswachstum nach der globalen Grenzöffnung auf Werte zwischen 67 und 147 Prozent schätzen.
Ökonomen drängen immer wieder darauf, den Kapital- und Warenverkehr durch die Abschaffung von Zöllen zu enthemmen. Laut IWF würden dadurch allein im Kapitalhandel 65 Milliarden Dollar frei. Das ist eine stolze Summe. Der Harvard-Ökonom Lant Pritchett schätzt, dass die Wirkung eintausend Mal so groß wäre, wenn auch die Menschen frei zirkulieren dürften. Eine solche Maßnahme könnte rund um den Globus 65 Billionen Dollar freisetzen.
Da wirken unsere bisherigen handels- und entwicklungspolitischen Bemühungen zur Armutsbekämpfung geradezu lächerlich. John Kennan vom National Bureau of Economic Research in Cambridge rechnet, dass das jährliche Durchschnittseinkommen beispielsweise in Nigeria um 22.000 Dollar steigen würde, wenn wir die Grenzen öffnen.
Warum machen wir das dann nicht? Weil Landesgrenzen auch in unseren Köpfen Mauern bilden. Wir sind empört darüber, dass Weiße in den USA mehr verdienen als Schwarze, aber wir denken meist nicht darüber nach, dass ein Amerikaner für dieselbe Arbeit das Dreifache verdient wie ein gleich qualifizierter Mensch in Bolivien. Im Vergleich zu Nigeria liegt das Missverhältnis sogar bei acht zu eins.
Das wahre Privileg besteht heute nicht mehr darin, in die richtige soziale Schicht oder Familie geboren zu werden. Es besteht darin, im richtigen Land zur Welt zu kommen. Wer heute in den USA an der Armutsgrenze lebt, gehört im globalen Vergleich zu den vierzehn reichsten Prozent. Wer in den USA den Durchschnittslohn verdient, gehört weltweit sogar zu den reichsten vier Prozent. Die globale Elite weiß oft gar nichts von ihrem Glück.
Das müssen wir so nicht stehen lassen. Die Rigidität unserer heutigen Staatsgrenzen ist historisch gesehen eine Anomalie. Vor dem Ersten Weltkrieg waren Grenzen kaum mehr als Linien auf der Karte. Staaten, die wie Russland Pässe herausgaben, galten sogar als rückständig.
Vielleicht fällt uns ja ein anderes, besseres Modell ein. Denn eines ist

klar: Wenn wir die Welt wirklich gerechter machen wollen, müssen wir sie offener gestalten.

Zusammenfassung

Die Kernaussage dieser Blinks ist:

Die Welt braucht neue Utopien. Es gibt ganz konkrete Ansätze, die die Welt nachhaltig besser und gerechter machen würden: ein bedingungsloses Grundeinkommen, eine kürzere Arbeitswoche, bessere Indikatoren für gesellschaftlichen Fortschritt als das BIP und weltweit offene Landesgrenzen. Wir müssen uns nur trauen, endlich darüber nachzudenken, was die Menschheit wirklich weiterbringt.